

traut hätte: „Die Zeugin Broders Clara beharrt, trotz wiederholter Fragen und eindringlicher Ermahnungen von Seiten des Maresciallo degli Espositi hartnäckig darauf, die Begegnung mit Mataloni Silvero nur approximativ in der Zeitspanne von acht Uhr dreißig und zehn Uhr ansiedeln zu können; Approximation, die den Maresciallo veranlasst, die Verhörte, mehrmals als vorsätzlich verschwiegen zu bezeichnen.“

Dieser Satz, ein kleines Meisterstück des Gefreiten Santagata, fand, wie das übrige Protokoll, meine und des Maresciallo Zustimmung und wurde durch meine auf jeder Seite neu geleistete Unterschrift zu einer offiziellen Aussage. Bevor ich die Kaserne endlich verlassen konnte, erklärte mir der Maresciallo noch, dass ich der Justiz weiterhin jederzeit zur Verfügung zu stehen habe und verlangte, als ich ihm meine Absicht, morgen nach Florenz zurückzufahren, kundtat, zur Sicherheit noch meine Telefonnummer in der Stadt. Ich wurde von ihm mit einer fächernden Bewegung der rechten Hand verabschiedet, die so viel bedeutete wie: wir würden uns bald schon wiedersehen, da er mit mir noch nicht zu einem befriedigenden Ende gekommen sei.

14

Mein Nacken schmerzte. Ich lehnte meinen Kopf gegen das Rückenpolster und sah jetzt die Straße vor mir fast aus der Vogelperspektive. Ich wünschte mir, mich entspannt zurücklehnen zu können, denn ich hatte Entspannung nötig. Seit einer Dreiviertelstunde saß ich im Auto. Über Orbetello war ich auf der ehemaligen römischen Konsularstraße Aurelia Richtung Süden gefahren. Bis Capalbio wusste ich nicht, wohin: Weg vom Berg war mein Ziel. Das Verhör hatte mich völlig erschöpft, vom Rest ganz zu schweigen.

Als ich den auf die Hügelspitze wie angeklebten Ort sah, fiel mir Norchia ein, eine etruskische Gräberstadt abseits allen Verkehrs. Ein Wink des Schicksals. Eine wahre Zufluchtsstätte, wo ich allein sein konnte, denn kaum ein Mensch verirrte sich dorthin. Ich selbst war erst ein einziges Mal vor Jahren dort gewesen. Die meisten Touristen

zog es in die berühmteren Totenstädte der Etrusker, nach Tarquinia oder nach Cerveteri, wo sie die Wandmalereien in den Gräbern bewundern konnten. In Norchia gab es keine Wandmalereien, nur in den Fels gehauene, bienenstockartig übereinandergeschichtete Höhlengräber. Deswegen wurde die Totenstadt auch in fast keinem Touristenführer erwähnt. Ich allein mit den Toten war mein Ziel.

Pescia Romana hatte ich passiert, gerade flog die Atomzentrale von Montalto di Castro an mir vorüber, die nie in Betrieb genommen worden war, weil sich die Italiener noch vor ihrer Fertigstellung in einer Volksabstimmung gegen die Atomkraft ausgesprochen hatten. Der Volksabstimmung waren Protestveranstaltungen und Pressekampagnen vorangegangen. Auch ich hatte überzeugt gegen die Atomkraft und den Bau weiterer Atomzentralen geschrieben und für kurze Zeit aus meiner Zeitung das Sprachrohr der toskanischen Atomkraftgegner gemacht. Doch nach ein paar Berichten wurde ich von höchster Stelle gestoppt. Die Artikelserie hatte ich nur schreiben können, weil sich unser Hauptaktionär in der Karibik befand, wohin ihm anscheinend niemand die Zeitung nachschickte. Das Erdbeben nach seiner Rückkehr hatte darum um so größere Ausmaße. Der damalige Chefredakteur wurde gefeuert und meine jetzige Chefin an seine Stelle gesetzt, mir wurde der Schreibtisch entzogen, dessen Alleinbesitz ich mir mühsam erkämpft hatte. Wie eine Anfängerin musste ich mir den Arbeitsplatz wieder mit zwei Volontären teilen. Ein Jahr lang.

Aus dem Radio ertönte Mozarts C-moll-Messe. Ich hatte voll aufgedreht. Das Gloria in excelsis erschlug mich fast, aber das war mir gerade recht. Ich wollte nichts mehr hören, am allerwenigsten die Stimme des Maresciallo degli Espositi. Aber mein Kopf hatte diese Stimme aufgenommen, und gegen das Gloria schrie er „Tatwaffe“, gegen das in excelsis Deo „fehlender Waffenschein“. Selbst aus dem A-tutti war noch der Maresciallo herauszuhören, der meine Verstocktheit anprangerte. Ich musste die falsche Musik aufgelegt haben. Glucks Orpheus und Eurydike hatte ich in den Rekorder schieben wollen, ein sicheres Mittel, um mich aus jeder Depression zu reißen, konnte aber die Kasette nicht finden. Als ich danach suchte, geriet mein Auto

so gefährlich ins Schlingern, dass ich die erstbeste Kassette ergriff, die mir unterkam. Jetzt klagte im Gloria-Chor auch noch Silvero Mataloni sein Alibi ein, und Saro förderte eine Mumie zutage, deren Gesicht einem alten Stück Leder glich, und beklagte sich über meine Gleichgültigkeit seinem Erfolg gegenüber.

Das war zu viel. Ich antwortete auf die falschen Klagen mit einem Druck auf das Gaspedal, das sich bald nicht mehr weiter heruntertreten ließ. Das konnte mich den Führerschein kosten, mein Tachometer zeigte weit mehr als die auf 90 Stundenkilometer begrenzte Geschwindigkeit an.

Eben erkletterte der Sopran, dem Saros Mumie das Gesicht geliehen hatte, schwindelerregende Höhen, als ich das Schild Tarquinia erblickte. Ich bremste scharf ab und konnte mich gerade noch schlitternd in die Abfahrt einfädeln. Wenn ich nicht Kopf und Kragen riskieren wollte, musste ich einen Kaffee trinken, bevor ich mich in die Gräberstadt begab. Denn es war Erschöpfung, die mich Stimmen hören und Gesichter sehen ließ, wo nur Mozartsche Musik hätte erklingen sollen. Es war Unmut, vielleicht auch einfach Hilflosigkeit, wenn ich in Wahnsinnstempo durch die Landschaft fuhr.

Hinter der Vitrine der Kühltruhe guckten mich vergammelte Brötchen an. Der Barmann war schmutzig wie das ganze Ambiente; klein, dunkel mit harten verschlossenen Zügen, flacher Stirn und buschigen Augenbrauen sah er aus wie ein hiesiger Bauer. Seine Hände aufgerissen, seine Fingernägel schwarz umrandet. Vom gleichen Schlag die wenigen Leute, die ich in der Stadt erblickt hatte. Was hatten diese Menschen mit den Etruskern gemein? Selbst eine jahrtausendelange Vermischung mit zugezogener Landbevölkerung konnte die Etrusker nicht so verändert haben. Statt am Henkel fasste der Barmann die Tasse dort an, wo ich gleich trinken sollte. Er brachte es auch noch fertig, ein wenig Kaffee zu verschütten, als er die Tasse unsanft auf dem Unterteller absetzte. Mir schnürte sich der Magen zu. Ich warf das abgezählte Geld auf den Tresen und ging. Grußlos.

Vor mir lag das etruskische Museum, eines der schönsten Italiens. Ich war unschlüssig. Dann sah ich mich plötzlich die Straße über-

queren. Etwas in mir hatte einen Entschluss gefasst. Etwas in mir wollte die Sinnlosigkeit des Abstechers nach Tarquinia widerrufen, der Hässlichkeit Einhalt gebieten, den Barmann und den Schmutz, diesen ganzen Schmutz auslöschen. Auf dem Innenhof fand ich, was ich suchte. Dort standen sie, die etruskischen Sarkophage, auf deren Deckelplatten in heiterer Strenge mit halb aufgerichtetem Oberkörper die in Stein gehauenen Verstorbenen lagen, einzelne Frauen und Männer oder Paare. Schöne Menschen mit klaren Zügen, wie sie einem manchmal noch in Umbrien begegneten, die aber hier, im nördlichen Lazio, ausgestorben schienen und einem Menschenschlag wie dem des Barmanns Platz gemacht hatten. Ich hielt nach dem Steinsarg des sich umarmenden Paares Ausschau. Er stand links vom Eingang im Schatten. Die Gesichter einander zugewandt, umfasste der rechte Arm der Frau den Hals des Mannes, während der linke Arm des Mannes auf der Schulter der Frau lag und ihre bloße Brust halb verdeckte. Ihre locker ausgestreckten nackten Körper waren von den Hüften an mit einem Tuch bedeckt, das ihre Formen zart durchscheinen ließ, als hätte der Bildhauer ihre Versteinerung ins Leben zurückführen wollen. Ihr Geheimnis aber lag im Lächeln, das kein wirkliches Lächeln war, nur ein Anflug davon, der Anflug eines Anflugs vielleicht nur, denn dieses Lächeln oder der dafür gehaltene Anflug eines Lächelns war ganz nach innen gerichtet und konnte vom Beschauer nur erahnt werden. Wenn ich den weichen Verlauf ihres kaum spürbaren, ganz nach innen gewandten Lächelns nachzeichnete, sah ich den Ort der nicht vergeblichen Liebe. Diese etruskische in Stein gehauene, mehr als tausendjährige Liebe hatte die Zeit überdauert. Sie hatte den Tod überstanden. Sie hatte ihn überwunden. Wovon alle Liebenden in den Nächten ihrer ekstatischen Umarmungen träumten, was sie wider besseres Wissen in den Augenblicken höchsten Glücks für möglich hielten, hier hatte es sich verwirklicht. Fleisch zu Stein geworden, hier in der Stille des Friedhofs blühte es immerdar. Das Geheimnis lag im Lächeln, in diesem dem Fleisch entlockten, ganz nach innen gerichteten Lächeln, das den Stein zum Blühen brachte.

Als ich zum Auto zurückkam, steckte ein Strafzettel an der Windschutzscheibe. Wegen unerlaubten Parkens hatte ich binnen dreißig Tagen eine Gebühr von vierundfünfzig Tausend Lire an die Gemeinde von Tarquinia zu entrichten. Wenn ich die Frist nicht einhielte – so die Nachschrift – würde sich der Betrag automatisch verdoppeln, nach drei Wochen Verspätung vervierfachen und nach zwei Monaten gerichtlich eingeklagt werden. Ich war wieder in den Klauen der Zeit. Wütend zerknüllte ich den Strafzettel und warf ihn in den Rinnstein. Meine Hochstimmung war wie weggeblasen. Dummes Zeug hatte mir der Steinsarg eingegeben. Ich hatte einen Gegenpol zum schwarzen König gesucht und ihn gefunden: Selffulfilling Prophecy oder sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen. Mein Besuch in der etruskischen Nekropolis stand unter keinem guten Stern. Zuerst diese schreckliche Bar und dann der Strafzettel. Am besten machte ich auf der Stelle kehrt und führe zum Berg zurück. Unschlüssig stand ich vor meinem Auto. Dann schloss ich es auf und setzte mich ans Steuer. Der Strafzettel steckte in meiner Jackentasche. Ich hatte ihn wieder aus dem Rinnstein aufgeklaut. Als ich am Rande der Totenschlucht parkte, lag er geglättet neben mir auf dem Beifahrersitz.

Um in mich zu gehen, den Strafzettel aus meiner Tasche zu holen, den verknitterten Schrieb neben mich auf den Beifahrersitz zu legen, mit der Hand hin und wieder glättend darüber zu fahren, hatte ich Zeit genug, denn ich hatte die falsche Richtung eingeschlagen, musste in Civitavecchia wenden, hatte diesmal unter dem Ortshinweis Tarquinia auch das Schild Viterbo entdeckt, das ich beim ersten Mal wegen zu schnellen Fahrens glatt übersehen hatte, war abgebogen und durchquerte die Stadt zwanzig Kilometer schneller als erlaubt. Womöglich brachte mir das einen neuen Strafzettel ein. Die Straße war kurvenreich, die Landschaft hügelig-bewegt: abgeerntete Felder, Weideland, Olivenbäume und kleine Waldstücke, ein braun-gelb-grünes Farbenmeer. Die Ortschaften hatten schon den typischen Charakter des Lazio, plump und ohne Charme. Etwa zehn Kilometer nach Monte Romano zeigte ein verwittertes Holzschild *Norchia* an. Das letzte Stück der Straße war ungepflastert und voller Schlaglöcher. Ich legte den ersten

Gang ein und fuhr mit Bedacht; trotzdem knallte mein Auspuff einmal mit voller Wucht auf dem Boden auf. Dann ging ich auf einem Feldweg zu Fuß. Noch am Ende des Wegs, dort, wo der Abstieg begann, war das enge Totental nicht zu sehen, so schroff tat sich der Abgrund auf.

Auf schmaler, steiler Treppe stieg ich in die Unterwelt. Der Abstieg war beschwerlich, denn die Stufen waren vom Regen ausgewaschen und teilweise ganz verschwunden im Rachen der Zeit, die alles verdaut und auch bald meinem etruskischen Liebespaar das nach innen gewandte Lächeln wegwischen würde. Aber selbst wenn es der Zeit um ein paar weitere Jahrhunderte trotzte, wenn es, vor Wind und Regen, Hitze und Kälte im Innenhof des Museums geschützt, ihr noch ein paar Erdsekunden lang widerstand, dachte ich, während ich versuchte, auf den kaum noch vorhandenen Stufen nicht zu straucheln, im Sarkophag lagen nunmehr nur noch unkenntliche Knochenreste wahllos nebeneinander, die keine Ähnlichkeit mehr mit dem auf dem Sargdeckel abgebildeten Paar hatten, die wahrscheinlich, würde man den Deckel aufmachen, nicht einmal mehr zu zwei vollständigen Skeletten zusammengesetzt werden konnten. Aber hatte das wirkliche Paar je dem in Stein gehauenen geähnelt? Wahrscheinlich, dachte ich nun schon wieder ganz im Bann der schwarzen Bahnen, die mich auf dem Berg erfasst hatten, waren die Liebenden auch weder jung noch schön gewesen, als sie starben, alt waren sie gewesen, alt, verrunzelt und verfallen, dachte ich fast gehässig, auf jeden Fall mit Genugtuung und doch auch mit einem Anflug von Trauer. Vielleicht waren sie auch in jungen Jahren nie schön gewesen, sondern unscheinbarer Durchschnitt, wer weiß, ob die beiden nicht sogar ausgesprochen hässliche Menschen gewesen waren, aber sie hatten Geld gehabt, viel Geld, sonst hätten sie sich einen solchen Steinsarg nicht leisten können, womit sie nach dem Tod die Wirklichkeit verfälschten. Für Geld konnten sie vom Steinmetz verlangen, als jung und schön dargestellt zu werden. Und so erschienen sie der Nachwelt, der man alles unterschieben konnte. Vielleicht hatten sich die auf dem Sargdeckel Abgebildeten auch nie geliebt, möglicherweise hatten sie sich sogar gehasst, vom

Bildhauer aber gefordert, das Gegenteil in den Stein zu hauen, und der hatte nun, ungeachtet der realen Verhältnisse und weil er nicht wusste, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen, es auch nicht wissen wollte, denn nur Schönheit wurde honoriert, aus dem Stein geholt, was aus dem Stein zu holen war. Und das war nun allerdings nicht mehr als ein Traum, den er, der Künstler, mit allen Liebenden auf dem Höhepunkt ihres Liebesrausches teilte, also Schaumschlägerei, hinter der sich der schwarze König versteckt hielt.

Ja, vielleicht hatte sogar der schwarze König im Bildhauer selbst ihm eingegeben, dem Stein das Trugbild der ewigen, unzerstörbaren Liebe anzuvertrauen. Nicht nur Papier ist bekanntlich geduldig, auch Stein lässt sich formen. Es müssen sich nur geschickte Hände finden. Vielleicht aber war der Bildhauer Junggeselle gewesen und hatte nie geheiratet oder geliebt, weil er sich der kruden Wirklichkeit nicht aussetzen wollte, wusste er doch, dass nur dem Stein sein Traum, der Traum aller Liebenden, von einer Welt ohne Hörigkeit, Gewalt und Tod abgezwungen werden konnte.

Rasch legte ich die erste Treppenfolge zurück. Ich achtete kaum noch auf Steg und Weg.

Nach der ersten Stufenfolge, die ich mehr schlecht als recht und im letzten Teil bis auf die Verschnaufpause fast blind hinter mir gelassen hatte, zweigte ein schmaler, unsicherer Pfad zu beiden Seiten ab, und die Gräber begannen. Sie waren weit in den Felsen hineingebaut und bildeten ein unterirdisches Labyrinth mit ihren Vorkammern, Grabkammern und Nischen. Jedes Grab besaß ein tempelähnliches Tuffsteinportal, das je nach den Mitteln des Verstorbenen reich oder weniger reich verziert worden war. Viel war allerdings von den Verzierungen nicht mehr zu sehen; sie waren weggebröckelt, abgefallen oder sonst wie vom Regen und Wind der Jahrhunderte lädiert. Ich stieg weiter hinab, dem engen Bachtal zu, das die Gräberstadt begrenzte. Kein Mensch war zu sehen, auch der Weg war leer, der unten an einem Bach entlang führte. Ich war allein mit den Toten.

Da auf einmal rutschte ich aus und geriet ins Stolpern. Ich wäre wohl in die Tiefe gefallen, hätte ich mich nicht mit beiden Händen

instinktiv abgestützt. Mit zittrigen Beinen lehnte ich mich gegen ein abgewetztes Tuffsteinportal und atmete tief, bis meine Füße wieder so trittsicher waren, dass ich den Abstieg fortsetzen konnte. Im Talgrund angelangt, schaute ich suchend auf die Felswand mit ihren unzähligen Öffnungen, die mir wie ausgestochene Augen entgegenblickten. Das Grab, weswegen ich hier war, konnte ich nicht entdecken. Das wollte vielleicht nichts heißen, denn die Reliefs der Portale, sofern es sie noch gab, waren schlecht zu erkennen; der Tuffstein unterschied sich kaum noch vom Felsen, dem er vorgebaut war, und bis auf das oberste Gräberstockwerk lag die Felswand schon im Schatten. Ich suchte das Sirenengrab. Es hieß *la tomba della sirena*, weil seinen Eingang eine in Stein gehauene Sirene zierte, kein Wesen mit fischigem Unterleib, sondern eine geflügelte Jungfrau, die der ältesten etruskischen Jenseitsvorstellung entsprach, hatte mir Saro erklärt. Saro, der Ägyptologe, der Archäologe, der Alleswisser. Am Anfang waren die Sirenen Wesen der Luft, die betörend singen konnten. Wer sie geschaffen hatte, wusste man nicht genau, die Erdgöttin Demeter oder eine der Musen. So viel aber stand fest: Ihre Erschafferin beging zwei folgenreiche Fehler. Sie machte die Sirenen zu Frauen und rüstete sie mit der Macht des Gesanges aus. Damit wurden diese Geschöpfe für die gesamte Männerwelt zur Gefahr, denn waren Musik und Gesang seit eh und je dem einfachen Mann suspekt, so war es ihr Geschlecht dem Gelehrten, der die Musik noch hätte hingehen lassen. Beides zusammen, weibliches Geschlecht und Gesang, war zu viel für den kulturellen Verdauungsapparat und bestimmte den Abstieg der Sirenen zu Männer verschlingenden Lockvögeln, halb Frau, halb Fisch, später auch Nymphen. Einen langen Vortrag hatte er mir gehalten über die etruskischen Sirenen, über die vier in Italien Behausten bei Homer und über Odysseus, den Mann, der sich an den Mast hatte binden lassen, um der Verführung ihres Gesanges zu widerstehen. Und ich hatte gelauscht, hingerissen von Saros Redekunst, Gesang in meinen Ohren, in dem ich die Sprache der Liebe zu hören glaubte, während in Wirklichkeit schon ihr Ende darin enthalten war.

Ein Vogelschwarm flog in einer mir unbekanntem Choreografie der untergehenden Sonne entgegen, flog und veränderte sich, flog

und folgte undurchschaubaren, aber trotzdem nicht willkürlichen Tanzfiguren. Die Vögel, die die Spitze bildeten, flogen bald hinten, bald wieder in bogenförmigem Flug nach vorn, bald umschlungen, in stetigem Wechsel der Positionen.

Die Sonne ist untergegangen. Rasch fällt die Dämmerung ein. Wind ist aufgekommen. Mich fröstelt. Ich bin allein in der Totenstadt, selbst die Vögel sind verschwunden. So schnell ich kann, im Eilschritt, laufe ich fast zur Treppe zurück. Der Wind macht merkwürdige Geräusche, die direkt aus den Gräbern zu kommen scheinen. Es hört sich an, als wenn dort ein unsichtbares Orchester in leere Flaschenhalse bliese. Bald ist das ganze Tal von diesem Geräusch erfüllt. Dieses Flüster- und Wisperkonzert ist mir unheimlich. Da ich es nicht hören will, muss ich es übertönen. Bachmanns Gedicht kommt mir in den Sinn, natürlich, was sonst, hat es doch alles in Gang gebracht – auch mein Gedächtnis, das mich verschonen wollte, mein mich liebendes Gedächtnis, das mich jetzt verrät, vielleicht schon lange verraten hat, dieser strengste aller Richter, ist mit von der Partie ..., doch mir fällt nur die letzte Strophe ein. Wie einen Exorzismus spreche ich sie laut, sodass sie im Totental wiederhallt, während ich die Treppe emporhaste:

*Um den Äquator sinken alle Schranken.
Der Panther steht allein im Liebesraum.
Er setzt herüber aus dem Tal des Todes,
und seine Pranke schleift den Himmelssaum.*

Es nützt nichts, wahrscheinlich weil es nur die letzte Strophe ist, vielleicht auch weil das Gedicht das Todesszenarium, das mich umgibt, noch verstärkt. Kaum habe ich nämlich *Himmelssaum* gesagt, werde ich übermannt, ich kann es nicht anders sagen, richtig niedergeschlagen werde ich auf der Treppe inmitten der Totenstadt von einer Vision. Plötzlich weiß ich, wohin Maura Mataloni verschwunden ist, weiß es ganz sicher, so als hätte ich ihrem Verschwinden beigewohnt. Ich sehe sie im Bachbett in der Bucht der grünen Steine. Sie trägt einen gelben Staubmantel, aber sie geht nicht, sie liegt, und ihr gelber

Staubmantel ist mit Erde und trockenen Blättern bedeckt. An einigen Stellen allerdings lugen gelbe Zipfel hervor.

Tief beunruhigt verlasse ich das Totental.

15

Über mir kreischten die Möwen, wohl aus Verdruss über die Abfahrt ihrer Ernährerin, als ich meine Reisetasche und den Korb mit Lebensmitteln im Gepäckraum verstaute; meine Bücher und Mappen und zum Schluss stellte ich den Käfig mit Minju auf den Rücksitz, der seinem Namen Ehre machte und das raue Geschrei der Möwen fast übermaunzte, weil er eingesperrt worden war und Autofahren sollte. Vor mir das Meer, blau mit einem Stich ins Herbstwassergrüne.

Doch bevor ich in die Stadt zurückfuhr, stieg ich noch einmal zur Dachshöhle hoch. Abschiednehmen von einem, den ich nie gesehen hatte und wahrscheinlich auch nie zu Gesicht bekommen würde. Natürlich war der Dachs unsichtbarer als je zuvor, aber in die Höhlenöffnung schien nun die Sonne; meine Entstrüppungsaktion hatte ihr Einlass verschafft.

Auf dem Rückweg sah ich schon von ganz oben neben meinem Auto eine Gestalt. Dann hörte ich meinen Namen rufen. „Clara, Clara.“ Während ich fast im Laufschrift nach unten eilte, nahm die Gestalt Form an. Es war Marsilia. Zuerst vernahm ich nur ihre klagende Stimme, dann auch die Worte der Klage. Ungeschützt sei sie, ungeschützt und den Verrückten und Irren des Berges ausgeliefert. Es dauerte eine Weile, bis ich die Ursache ihres Lamentos erfuhr: Robertos Gewehr fehlte.

Mir stockte der Atem, aber noch ehe ich einen Laut hervorgebracht habe, hatte Marsilia unter dem Miauen von Minju, der klagend aus dem Auto herausmaunzte, schon wieder eingesetzt. Seit gestern oder vorgestern Abend, wer könne das bei all der Aufregung nach Mauras Verschwinden so genau zurückverfolgen, fehlte Robertos Gewehr. Als Marco die bewaffnete Nachtwache ums Haus wieder hatte auf-